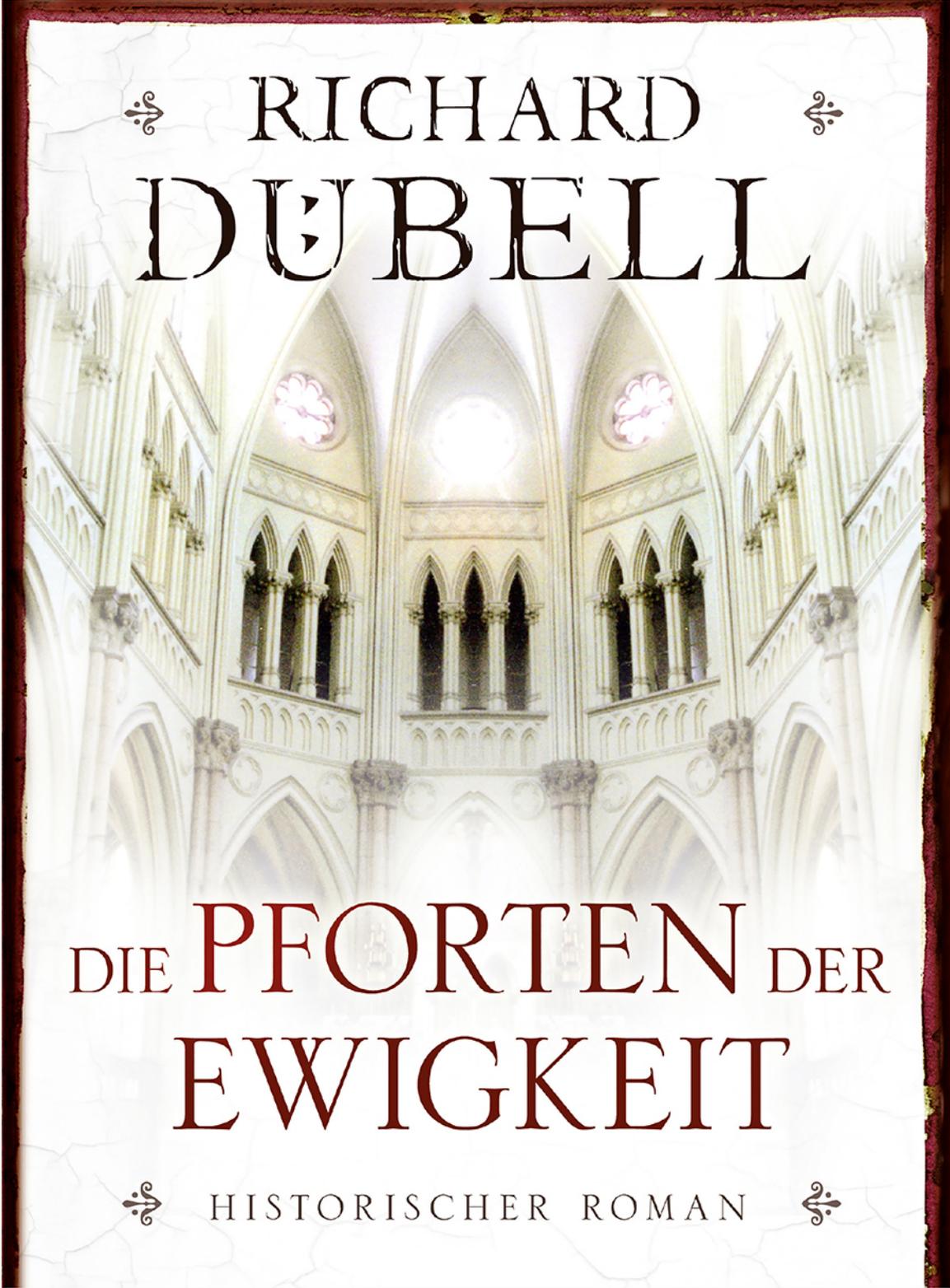


❧ RICHARD ❧
DUBELL

DIE PFORTEN DER
EWIGKEIT

❧ HISTORISCHER ROMAN ❧

BASTEI ENTERTAINMENT ■■■▶



❧ RICHARD ❧
DUBELL

DIE PFORTEN DER
EWIGKEIT

❧ HISTORISCHER ROMAN ❧

BASTEI ENTERTAINMENT 

Richard Dübello

DIE PFORTEN DER EWIGKEIT

Historischer Roman

BASTEI ENTERTAINMENT ■■■▶

BASTEI ENTERTAINMENT

Vollständige E-Book-Ausgabe
des in der Bastei Lübbe AG erschienenen Werkes

Bastei Entertainment in der Bastei Lübbe AG

Published by arrangement with Anke Vogel Literaturagentur, Markt Schwaben

Copyright © 2011 by Richard Dübell, Ergolding

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe

© 2011 by Bastei Lübbe AG, Köln

Lektorat: Dr. Stefanie Heinen

Textredaktion: Angela Kuepper, München

Illustrationen: Peter Frommann

Datenkonvertierung eBook: Dörlemann Satz, Lemförde

ISBN 978-3-8387-0416-6

Sie finden uns im Internet unter:

www.luebbe.de

Bitte beachten Sie auch: www.lesejury.de

Für all diejenigen,
die in einer dunklen Zeit
Dinge schufen,
vor denen wir heute
nur staunend und demütig
stehen können

VORBEMERKUNG

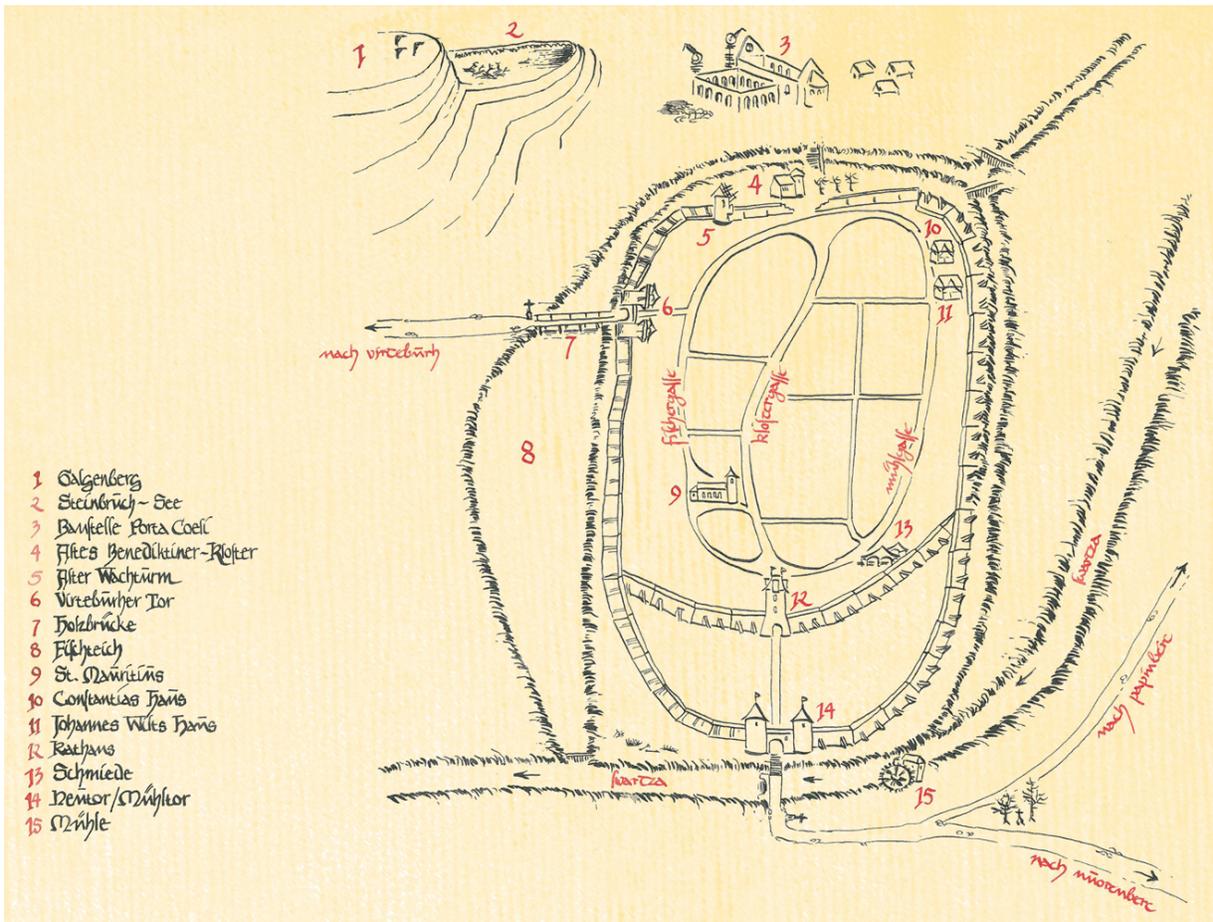
Sämtliche Ortsnamen in dieser Geschichte werden so dargestellt, wie sie wahrscheinlich um die Zeit der Romanhandlung herum gebräuchlich waren. Ich habe mich dabei von zeitgenössischen Urkunden, Hinweisen in alten Dokumenten und mittelalterlichen Münzprägungen leiten und, soweit es möglich war, meine Erkenntnisse von verschiedenen Historikern und Archivaren bestätigen lassen. Falls mehrere Namen gültig waren, habe ich den verwendet, der mir am besten gefiel.

Nachfolgend die Übersetzungen. Ein (occ.) hinter dem Namen bedeutet, dass der Städte- oder Ortsname in Occitan angegeben ist, also der Sprache der Katharerländer des Langue d'Oc.

al-Qahira	Kairo
Ascesi	Assisi
Bezers (occ.)	Béziers
Bilvirncheim	Bilversheim
Carcazona (occ.)	Carcassonne
Chum	Como
Coburc	Coburg
Colnaburg	Köln
Damietta	Damiette
Ebra	Ebrach
Friûl	Friaul
Habisburch	Habsburg
Latezanum	Latisana

Lewinsten	Löwenstein
Lignan	Lignano
Lintpurc	Limburg
Milan	Mailand
Montsegur (occ.)	Montségur
Narbona (occ.)	Narbonne
Nuorenberc	Nürnberg
Papinberc	Bamberg
Sirmiù	Sirmione
Swartza	Schwarzach (Fluss)
Swartzenberc	Schwarzenberg
Staleberc	Stollberg
Steygerewalt	Steigerwald
Terra Sancta	Palästina/Israel (eigtl. »Heiliges Land«, m.a. Sprachregelung zur Zeit der Kreuzzüge)
Tolosa (occ.)	Toulouse
Turgovia	Thurgau
Venexia	Venedig
Virteburh	Würzburg
Wizinsten	Weißenstein
Welschenbern	Verona

KARTE VON WIZINSTEN UND UMGEBUNG



DRAMATIS PERSONAE

SCHWESTER ELSBETH

(geb. Yrmengard von Swartzenberc)

Die junge Zisterzienserin baut ein Kloster und träumt von dem Mann, der ihr einst das Leben gerettet hat.

CONSTANTIA WILTIN

Die schönste Frau Wizinstens hat die dunkle Seite ihrer Seele kennengelernt - und will den Menschen vernichten, der ihr dies ermöglicht hat.

MEFFRIDUS CHASTELOSE

Der Notar Wizinstens hat die ganze Stadt in seiner Gewalt, nur nicht seine Gefühle für die Frau, die er liebt.

RUDEGER

Constantias Ehemann trifft eine folgenschwere Fehlentscheidung.

WALTER LONGSWORDUND GODEFROY ARBALÉTRIER

Der englische Ritter und der Johannitersergeant erweisen sich als treue Gefährten.

SCHWESTER HEDWIG

Die Zisterziensernovizin sieht das göttliche Licht.

SCHWESTER LUCARDIS

(geb. Mechthild von Swartzenberc)

Die Äbtissin des Papinbercer Zisterzienserinnenklosters pflegt ungewöhnliche Beziehungen.

EVERWIN BONESS

Der Bürgermeister von Wizinsten hat Probleme mit seiner
Verdauung.

MEISTER WILBRAND BLUSKOPF

Der Baumeister des Klosters sieht sich selbst als Künstler
und überschätzt sich dabei stark.

DANIEL BIN DANIEL

Der Vorsteher der Judengemeinde Papinbercs ist
überzeugt, dass es mehr gute als schlechte Menschen gibt.

HERTWIG VON STALEBERC

Der junge deutsche Ritter trägt das Geheimnis eines
sterbenden Kaisers ins Heilige Land.

PFARRER FRIDEBRACHT, LUBERT GRAMLIP, WOLFRAM
UND JUTTA HOLZSCHUHER, MARQUARD, PETRISSA
UND VOLMAR ZIMMERMANN
Einige Bürger der Stadt Wizinsten.

AL-MALA'IKA

Der freundliche Mann ist ebenso schnell mit einem Lächeln
wie mit einer tödlichen Klinge zur Hand.

ABU TURAB

Der Bandit versteht etwas vom Feilschen.

MEISTER HARTMANN

Der Assistent des Bischofs von Papinberc ist so unauffällig,
dass man ihn selbst übersähe, wenn man allein mit ihm in
einem Raum wäre.

ULRICH VON WIPFELD

Der Knappe erweist sich als zu begeisterungsfähig.

HISTORISCHE PERSÖNLICHKEITEN

ROGERS DE BEZERS

Der Sohn des berühmtesten Katharerfürsten des Languedoc will den Untergang seiner Welt verhindern.

RUDOLF I. VON HABSBURG

Der Graf ist überzeugt, dass die Zeit reif ist für sein Geschlecht - und er tut alles, um diese Überzeugung wahr werden zu lassen.

KAISER FRIEDRICH II. VON HOHENSTAUFEN, AUCH GENANT FEDERICO IL STUPOR MUNDI

Das Staunen der Welt erlischt und nimmt ein Geheimnis mit ins Grab.

HEINRICH I. VON BILVIRNCHEIM

Der Bischof von Papinberg ist nur einem treu ergeben:
seiner Geldtruhe.

RAMONS II. TRENCAVEL

Der berühmteste Katharerfürst des Languedoc hat nur noch das Ziel, seine Familie zu behüten.

SARIZ DE FOIS

Die Frau von Ramons und Mutter Rogers' bangt um die beiden Männer, die ihr alles bedeuten.

GUILHELM DE SOLER

Der ehemalige Waffengefährte von Ramons ist nur noch ein Schatten seiner selbst.

OLIVIER DE TERME, ROGERS DE COSERAN, ARSIUS DE
MONTESQUIOU, PEIRE DE FENOLHET
Einige hochrangige Katharerfürsten.

KONRAD IV. VON HOHENSTAUFEN, KÖNIG VON
DEUTSCHLAND, JERUSALEM UND SIZILIEN
Der Sohn von Kaiser Friedrich II. agiert nicht immer
geschickt.

MANFREDO LANCIA, FÜRST VON TARENT, KÖNIG VON
SIZILIEN
Der Halbbruder von König Konrad hält seinem Vater Kaiser
Friedrich II. die Treue.

BERARDO DE CASTAGNA, RICCARDO DE MONTENERO
Die letzten treuen Freunde von Kaiser Friedrich II.

LOCUS HORRORIS

WINTER 1250

»... auf dass Wir noch zu leben scheinen, auch wenn Wir
dem irdischen Leben entrückt sind.«

Friedrich II. von Hohenstaufen, Kaiser des Heiligen Römischen Reichs

1.

CASTEL FIORENTINO, APULIEN



Manchmal – zu ganz seltenen Gelegenheiten – tauchte das vorwurfsvolle Gesicht des Mannes, den er ermordet hatte, vor dem inneren Auge Graf Rudolfs von Habisburch auf.

Oh, getötet hatte er viele Männer, und auch einen Anteil an Frauen und Kindern. Wer Schlachten schlug und Städte eroberte, konnte nicht immer einhalten, wenn ihm jemand vor die Klinge lief, der eigentlich unschuldig war. Aber kaltblütig ermordet hatte er bislang nur einen Menschen. Hugo von Teufen hatte versucht, ihn ins Straucheln zu bringen auf dem Weg zur Macht. Hugo hatte es bereut, aber da war es zu spät gewesen, weil seine Eingeweide sich bereits auf dem Boden vor ihm gekräuselt hatten und das Leben durch seine verkrampften Finger rann. Danach hatte Graf Rudolf sich unter den Schutz des Hauses Hohenstaufen stellen müssen. Natürlich hatte der Kaiser nicht erfahren, wer der wirkliche Mörder Hugos gewesen war; Rudolf hatte die Schuld auf Hugos Verwalter geschoben, einen entfernten Verwandten des Hauses Habisburch, und so getan, als schütze er den Mann aus Familienrason. Den Verwalter hatte danach niemand mehr

zu Gesicht bekommen, und der Kaiser war auf die vermeintlich noble Geste Rudolfs hereingefallen.

Warum fiel ihm jetzt Hugo von Teufen wieder ein? Ach ja - weil er liebend gern das eine oder andere Gesicht um diese essensbeladene Tafel herum so gesehen hätte wie zuletzt Hugos Fresse: vor Entsetzen verzerrt, während um ihn herum das Blut eine stinkende Lache bildete. Er musterte die Männer verstohlen: Berardo de Castagna, die alte Schildkröte, auf deren Gesicht immer noch Spuren der Erleichterungstränen zu sehen waren; Riccardo de Montenero, die vertrocknete Bohnenstange; Manfredo, der grinsende junge Trottel; direkt neben ihm noch so ein nassforscher Jüngling, Hertwig von Staleberc, einer von denen, die den Kram glaubten, den ihnen Sangesvögel wie jener Wolfram ins Ohr trällerten, von wegen edlem Rittertum und der Suche nach dem heiligen Gral ... und all die anderen verfluchten Idioten, die sich freuten, weil der Kaiser dem Tod erneut ein Schnippchen geschlagen zu haben schien. Er hasste sie alle.

Und er, Rudolf IV. Graf von Habisburch, Kyburc und Lewinsten, Landgraf von Turgovia? Er musste sich mitfreuen, weil das Überleben des Kaisers bedeutete, dass noch nicht alles verloren war, dass er den Kaiser würde überreden können, ihm den Schutz seines Geheimnisses anzuvertrauen. Des Geheimnisses, das über den Fortbestand des Reichs entscheiden würde - und aus wessen Haus der neue Kaiser stammte. Graf Rudolf hatte keine Schwierigkeiten zuzugeben, dass Letzteres ihm am meisten am Herzen lag.

Rudolf war überzeugt, dass der nächste Kaiser ein Banner mit einem flammendroten Löwen tragen müsse. Ebenso überzeugt wie damals, als er gewusst hatte, dass Hugo von Teufen aus dem Weg geräumt werden müsse.

»Es ist Gottes Wille«, flüsterte der Erzbischof von Palermo. »Unser Herr und Freund Federico ist der vom Herrn Gesalbte, der Jahrtausendkaiser. Auch der König von Frankreich hat sich auf seine Seite gestellt, kaum dass er aus dem Heiligen Land zurück war, und Rom die Schuld am Scheitern seines Kreuzzugs gegeben. Der König von England hat dem Papst sogar Asyl verweigert.«

Rudolf starrte missmutig auf die Brotscheibe vor sich auf dem Tisch. Einer der Dienstboten huschte herbei und legte ihm ein weiteres safttriefendes Stück Braten vor. Rudolf hatte keinen Appetit, aber er hatte Lust, seine Zähne in Fleisch zu schlagen und es vom Knochen zu zerren und zu zerbeißen, um seinen Zorn abzureagieren.

»Der Papst weiß selbst, dass er am Ende ist«, erklärte Riccardo de Montenero. »Sonst hätte Innozenz IV. nicht die Friedensverhandlungen angeboten, zu denen wir unterwegs waren, bevor der Kaiser von der Krankheit befallen worden ist ...«

»Von der Gottes Güte ihn jetzt hat genesen lassen«, warf Berardo de Castagna ein.

»Dank sei dem Herrn«, sagte eine brüchige Stimme.

Alle sprangen auf. Der Kaiser stand am Eingang zum großen Saal, seinen Kammerdiener an der Seite. Rudolf fühlte beinahe so etwas wie Bestürzung. Federico lächelte, doch er sah schrecklich aus, das Gesicht hager und zerknittert; die Darmkrämpfe hatten Falten in seine Mundwinkel gekniffen, und das blonde Haar war fast vollkommen ergraut. Er hatte sich in dickes Fell gehüllt wie ein fröstelnder alter Mann. Die anderen hatten seinen Verfall die letzten Wochen über miterlebt und waren weniger überrascht als Rudolf.

Manfredo sprang auf und hob seinen Kelch: »Auf den wahren Kaiser des Heiligen Römischen Reichs!« Die Augen

des jungen Mannes waren feucht. Rudolf kannte - und verachtete - Manfredos Treue zu seinem Vater. Er war sicher, wären die anderen nicht gewesen, hätte Manfredo sich auf den Kaiser gestürzt und laut »Papa!« gerufen. Er rollte die Augen und hob seinen Kelch, um nicht aufzufallen.

Der Kammerdiener winkte den Mundschenk heran und flüsterte ihm etwas ins Ohr. Das Gesicht des Mundschens wurde lang. »Birnen ... mit ... Zucker?«, stotterte er.

»Wenn es möglich wäre ...«, erklärte Federico mit der Freundlichkeit, die er seinen Dienstboten stets entgegenbrachte.

Unwillkürlich warf der Mundschenk dem Leibarzt des Kaisers einen Blick zu, der mit am Tisch saß. Der Leibarzt strahlte. »Wenn Seine Majestät es wünschen.«

Es war offensichtlich, dass der Mundschenk gerne gefragt hätte, wo um alles in der Welt er im Dezember Birnen hernehmen sollte und ob der Kaiser beim nächsten Mal nicht vielleicht vorher Bescheid geben könnte, bevor er eine unbedeutende Burg in einem unbedeutenden Abschnitt Apuliens heimsuchte und dann nach Zucker verlangte. Doch der Mundschenk verbeugte sich nur. »Majestät werden keinen Grund zur Beschwerde haben.«

»Wie sollte er auch?«, lächelte der Leibarzt. »Wo sein Appetit doch bedeutet, dass er über den Berg ist.«

Graf Rudolf ließ sich auf seinen Platz zurücksinken und beobachtete, wie der Kaiser sich in den hochlehnigen Stuhl am Kopfende der Tafel setzte. Er senkte den Kopf, als Federico die Blicke um den Tisch wandern ließ, denn er fürchtete, seine Augen würden seine wahren Gefühle verraten. Die Brotscheibe war völlig vom Bratensaft durchweicht, das Fett auf dem Fleisch begann zu erkalten. Er schob das Brot vom Tisch auf den Boden. Mit den Füßen

scharfte er die triefende Masse beiseite, doch der aufgeregte Anprall muffig riechender Körper gegen seine Beine und das Jappen und Jaulen verrieten, dass die Hunde sich schon darum balgten. Graf Rudolf verteilte ein paar Tritte, ohne hinzusehen. Das raufende Hundeknäuel rollte ein paar Stationen weiter und zwang Riccardo di Montenero, die Füße zu heben. Wenn Rudolf nicht so schlechter Laune gewesen wäre, hätte er böse gegrinst. Er biss in den Braten und schmeckte unter den Gewürzen und der Soße, dass das Fleisch einen Stich hatte. Wütend schluckte er den Bissen hinunter, den er im Mund hatte, und legte den Batzen zurück auf den Tisch.

Merkten sie überhaupt nicht, dass sie alle eine erbärmlich schlechte Komödie spielten? Der Kaiser wollte Birnen mit Zucker, weil es ihm besser ging? Hatten sie denn noch nie einem Menschen beim Sterben zugesehen? Der Mundschenk war davongeeilt, um die Bediensteten der Burg in die Hintern zu treten und ihnen alle Strafen der Hölle anzudrohen, damit sie ja ein paar Birnen und die letzten Vorräte Zucker fanden, und wenn sie sie einem Verhungerten in dem Dorf zu Füßen der Burg aus dem Maul ziehen mussten. Der Leibarzt strahlte fröhlich, der alte Erzbischof lächelte und bekreuzigte sich ein ums andere Mal, der dumme Manfredo ließ kein Auge von seinem Vater. Und der Kaiser selbst ...

... hatte immer noch die Macht, sie alle mit seiner eigenen Überzeugung zu verzaubern, selbst wenn jeder, der genau hinsah, hätte erkennen können, dass der Tod ihm nur die Hand von der Schulter genommen hatte, damit er mit der Sense besser ausholen konnte. Doch keiner sah genau hin - außer Rudolf.

Er fühlte den Blick Kaiser Federicos auf sich ruhen. Unwillkürlich setzte er sich gerader hin und verachtete

sich selbst dafür.

»Der Graf von Habisburch sieht so ärgerlich aus, als ob man ihm sein eigenes Pferd zum Essen vorgesetzt hätte«, sagte eine Stimme. Gelächter erhob sich. Rudolf suchte nach dem Sprecher. Er fand ein grinsendes, soßenglänzendes, jugendlich-verwegenes Gesicht.

»Herr Hertwig von Staleberc sieht so fröhlich aus, als ob ihm mein Pferd schmecken würde«, erwiderte Rudolf. Er fasste den jungen Ritter auf der anderen Seite der Tafel ins Auge, während das Gelächter noch lauter wurde und Hertwig gutmütig nickte und so tat, als gebe er sich geschlagen. Dann senkten sich die Brauen des jungen Mannes, als Rudolfs Blick ihn traf. Rudolf gab sich keine Mühe, sein Lächeln in etwas anderes zu verwandeln als das, was es war: Zähnefletschen.

»Das war schlagfertig!«, rief jemand. »Die Herren sollten ein *jeu-parti* wagen!«

Das fehlte noch: ein *jeu-parti* – ein Lied, das zwei Sänger gegeneinander sangen; einer sang eine Zeile, und der andere musste eine Antwortzeile darauf finden, die den ersten Gedanken weiterentwickelte und sich am besten auch noch darauf reimte. Manche Duellanten hatten schon ganze Abende mit ihren Stegreifballaden gefüllt, während die Zuhörer Trost im Wein suchten. Und das mit dem dummen Grünschnabel Hertwig von Staleberc? Das Bürschchen machte auch noch ein Gesicht, als könnte es sich vorstellen, darauf einzugehen, aber ein zweiter Blick in Graf Rudolfs Miene belehrte Staleberc offensichtlich eines Besseren. Er lehnte sich zurück und ignorierte die Aufforderung, indem er sich ein neues Stück Fleisch auftun ließ.

Rudolf fühlte die Blicke des Kaisers erneut auf sich ruhen. Er wandte Federico absichtlich den Rücken zu. Graf

Rudolf hatte den Schutz des Hauses Hohenstaufen unter anderem deshalb akzeptiert, weil er es für schwach und abgehalftert hielt und überzeugt war, dass sein eigenes Geschlecht zur Führung des Reichs auserkoren war. Er hatte mit dem Kaiser sogar den Kirchenbann geteilt. Er hatte ihn in den Niedergang begleitet, anstatt seinen eigenen Namen zu Ruhm und Ehre zu führen. Wann kam endlich die Stunde der Belohnung dafür?

Als er hörte, dass der Kaiser ein Gespräch mit Riccardo de Montenero begann, musterte er ihn verstohlen. Da saß der Herr des Reichs, dünn und ausgemergelt, seine einstige kühne Schönheit vergangen in einem Leben aus Kampf und drei Wochen krampfartigen Darmentleerens. Rudolf hatte gehört, dass der Kaiser in seiner Kammer bereits sein Sterbegewand hatte bereitlegen lassen - eine graue Zisterzienserkutte. Ha! Gab es denn keinen Spiegel in der Schlafkammer des Kaisers, in dem er hätte sehen können, wie *durchsichtig* er bereits war? Wenn Rudolf etwas an Kaiser Federico geschätzt hatte, dann seinen Pragmatismus. Er konnte nicht in den Spiegel gesehen haben, sonst hätte er sich nicht hierhin gesetzt und alle glauben gemacht, das Leben würde weitergehen.

Hoffentlich hat er die Zisterzienserkutte noch nicht wieder weglegen lassen, dachte Rudolf gehässig. Er sah das graue Kleidungsstück vor Augen und verzog den Mund. Zisterzienser. Von all den Orden, die in Kutten und Tonsuren und entweder im Schlamm der Schweineställe, die ihre Klöster waren, oder im Saus und Braus ihrer Abteien die göttliche Vollendung suchten, waren dem Kaiser ausgerechnet die Zisterzienser ans Herz gewachsen. Weil sie die Einzigen gewesen waren, die in den grausamen Feldzügen der Kirche gegen die südfranzösischen Ketzer, denen heimlich das Herz des Kaisers in den letzten Jahren

gehört hatte, verhältnismäßig vernünftig und milde vorgegangen waren? Rudolf wusste es nicht. Er wusste nur, dass der Krieg gegen die Albigenser oder Katharer (die Reinen! Pah!) tatsächlich mehr als grausam gewesen war; wusste es aus allererster Hand, sozusagen – dies war ein Geheimnis, das er dem Kaiser nie verraten hatte.

Und Rudolf wusste noch etwas. Er hasste keinen hier am Tisch mit solcher Inbrunst wie Kaiser Federico, **Friedrich** II. von Hohenstaufen, den Ketzer, den Antichrist, das Staunen der Welt – auch wenn dieser den morgigen Abend nicht mehr erleben würde.

2.

ZISTERZIENSERINNENABTEI SANKT MARIA UND THEODOR, PAPINBERG



Schwester Elsbeth rannte den Gang entlang, der zum Hospiz führte. In ihrem Ohr hallte das Gespräch, das sie soeben mit Schwester Lucardis geführt hatte, der Äbtissin des Zisterzienserinnenkonvents Sankt Maria und Theodor in Papinberg.

»Aber warum ich, ehrwürdige Mutter?«

»Weil Bischof Heinrich eine starke Abneigung gegen unsere Schwester *infirmaria* hat, seit ihr Vater damals in

seine Entführung und Freilassung gegen ein horrendes Lösegeld verwickelt war. Wenn er bei seiner jährlichen Besichtigung merkt, dass ich ihr zwischenzeitlich die Leitung des Hospizes anvertraut habe, können wir die Hoffnung begraben, dass er seine Geldzuwendungen erhöht.«

»Warum hast du ihr dann diese Stellung gegeben?«

»Weil sie die Beste ist.«

»Und warum sollen meine Novizinnen und ich dann den Bischof im Hospiz herumführen, ehrwürdige Mutter?«

»Weil *du* dafür die Beste bist.«

So weit war das Gespräch gut verlaufen. Elsbeth hatte sich sogar beinahe geschmeichelt gefühlt. Sie war jung für eine Novizenmeisterin - noch keine zwanzig Jahre alt. Aber das gesamte **Kloster Sankt Maria und Theodor** war ein sehr junges Kloster. Lucardis, die Äbtissin, war Mitte zwanzig. Die Regel der Zisterzienserinnen lautete, dass eine Äbtissin mindestens dreißig Jahre alt sein musste, aber das Papinbercer Zisterzienserinnenkloster war nicht immer regelkonform aufgestellt. Nicht einmal Bischof Heinrich von Bilvirncheim hatte Einspruch erhoben, als Lucardis vor zwei Jahren von ihrer Vorgängerin vorgeschlagen worden war. Die neue Äbtissin war bekannt dafür, einen Sinn für Zahlen zu haben, besonders wenn diese mit Finanzen verbunden waren. Der Bischof liebte es, wenn wenigstens in *einem* Bereich seiner weit gespannten Verantwortlichkeiten halbwegs Gewinne erwirtschaftet wurden.

Die Hierarchie von Sankt Maria und Theodor war flach - es gab die *sacrista*, die die Schlüsselgewalt und die Aufsicht über die liturgischen Gefäße innehatte, Um- und Neubauten beaufsichtigte und für die Herstellung der Hostien verantwortlich war; die *cantrix* als Chorleiterin und

Bibliothekarin und direkte Vertreterin der Äbtissin – der Einfachheit der *regulae benedicti* folgend, besaß das Zisterzienserinnenkloster weder Priorin noch Subpriorin –; die *infirmaria*; die *vestiaria*, in deren Verantwortungsbereich sämtliche Kleidung und die Tischtücher fielen; die *celleraria* für alle Verpflegungsfragen und die *portaria*, die über den Zugang von und zur heillosen Welt außerhalb der Klostermauern wachte. Bis auf die Pförtnerin waren alle Frauen noch jung.

Schwester Elsbeth, die *scholastica* oder Novizenmeisterin, war die Jüngste von ihnen. Die Postulantinnen und die Novizinnen, die das Kloster nach der ersten Begegnung mit der Schwester Pförtnerin vor Ehrfurcht und Angst erstarrt betraten, schlossen sie meist schon beim ersten Gespräch ins Herz.

»Bis jetzt hast immer du die Gespräche mit dem Bischof in deiner Zelle geführt«, hörte Elsbeth sich während der Unterredung mit der Äbtissin sagen und erinnerte sich an die leichte Panik in ihrer Stimme, während ihr der Atem beim Laufen langsam knapp wurde. Sankt Maria und Theodor war ebenso eng wie verwinkelt und in den Kaulberg hineingebaut. Das Kloster war als eine Art späte Idee um das ursprüngliche Hospiz herum entstanden, und wenn Elsbeth den Treppen und Fluren folgte, um an einen Ort zu gelangen, der von der Idealvorstellung eines Klosters her ganz woanders hätte liegen müssen, empfand sie meistens den dringenden Wunsch, den Konvent vollkommen umzubauen. Dieses Mal wünschte sie sich jedoch nur, so schnell wie möglich ins Hospiz zu gelangen. Die Erinnerung an den Schreck der Äbtissin überlagerte kurz das Echo des zuvor geführten Gesprächs: »Lauf, Elsbeth, lauf!«

»Ich habe Bischof Heinrich vor ein paar Wochen gebeten, das Hospiz mit vier Pfund jährlich zu unterstützen«, hatte Lucardis erklärt. »Ich habe ihm erläutert, dass wir mit dieser Investition einen kleinen Anbau errichten und einen Trakt für Adlige und wohlhabende Bürger schaffen können. Dann würden diejenigen von ihnen, die unsere Brüder *in benedicto* auf dem Michaelsberg auf Wartelisten gesetzt haben, weil ihr Hospiz überfüllt ist, stattdessen zu uns kommen. Das Hospiz von Sankt Maria und Theodor würde den Ruf verlieren, ein Pflegeheim nur für die Armen zu sein, und mehr Zuwendungen würden fließen, und ...«

»... aus vier Pfund Unterstützung im Jahr würden acht Pfund Dividende.«

Lucardis hatte gelächelt. »Offenbar hat Vater auch dich neben einem Geldwechslertisch gezeugt. Das wirft ein merkwürdiges Licht auf die nächtlichen Angewohnheiten unserer Eltern.«

»Ich stehe nur lange genug unter deinem schlechten Einfluss, Schwesterherz.«

Die Äbtissin und die Novizenmeisterin waren Schwestern nicht nur im übertragenen Sinn als Klosterangehörige, sondern auch im wirklichen Leben, als Lucardis noch Mechthild von Swartzenberc geheißen hatte und Elsbeth Yrmengard von Swartzenberc. Von Kindesbeinen an waren die beiden unzertrennlich gewesen. Es hatte niemals Geheimnisse zwischen ihnen gegeben.

Das hieß, bis vor einiger Zeit hatte es niemals Geheimnisse zwischen ihnen gegeben. Bis zu jenem Tag in Colnaburg.

»Hast du Schwester Hedwig in Sicherheit gebracht?«, hatte Lucardis gefragt.

»Ja, natürlich.«

Und dann war eine junge Schwester in die Zelle der Äbtissin geplatzt und hatte keuchend gemeldet, dass der Bischof samt Gefolge eingetroffen sei.

»Wie – samt Gefolge? Was für ein Gefolge?«

»Seine Ehrwürden hat Propst Rinold, seinen Assistenten und seinen Kämmerer mitgebracht.«

»Den Kämmerer? Albert Sneydenwint? Heiliger Benedikt!«

Elsbeth hatte die junge Klosterschwester argwöhnisch gefragt: »Habe ich dich nicht gebeten, auf Schwester Hedwig achtzugeben?«

»Ja, Schwester Elsbeth. Aber dann hat die Schwester Pförtnerin mich beauftragt, die Mutter Oberin zu informieren, und ich habe Schwester Hedwig ins Hospiz geschickt, weil ich mir dachte, dort passt bestimmt jemand auf sie auf.«

Elsbeth und Lucardis hatten sich bestürzt angesehen.

»Albert Sneydenwint im Hospiz?«, hatte Lucardis hervorgestoßen, während Elsbeth gleichzeitig gekeucht hatte: »Schwester Hedwig im Hospiz?«

Das war der Zeitpunkt gewesen, an dem die Äbtissin gesagt hatte: »Lauf, Elsbeth, lauf!« Und als sie losgerannt war, hatte ihr Lucardis noch hinterhergerufen: »Sneydenwint darf unter keinen Umständen in den Trakt für die Geisteskranken! Unter gar keinen Umständen!«

3.

ZISTERZIENSERINNENABTEI SANKT MARIA UND THEODOR, PAPINBERG



Hedwig war Schwester Elsbeths besonderer Schützling. Die junge Nonne fiel überall auf, wo sie sich auch befand. Sie war blass und zart, aber von solcher Blässe, dass sie zwischen den anderen Gesichtern herausleuchtete, und von solcher Zartheit, dass selbst die dünne graue Kutte wie ein Gewicht auf ihren Schultern zu lasten schien. Hedwig hatte ... nun: Zustände. Ein solcher Zustand hielt mehrere Stunden bis zu zwei Tagen an und zeichnete sich nach außen dadurch aus, dass das Mädchen regungslos an irgendeinem Platz saß oder stand und ins Leere starrte. Wenn man Hedwig beiseiteschob oder auf die Beine stellte, wandelte sie ein paar Schritte weiter und blieb dann wieder stehen. Wenn man sie in einer Fensternische abstellte, setzte sie sich auf die Mauerbank und saß dort, bis man sie vertrieb oder bis ein Regenguss die Steine so schlüpfrig machte, dass sie zu Boden rutschte. Sie aß nicht; wenn man ihr etwas in den Mund schob, blieb es dort. Zu Beginn ihrer Zeit im Kloster wäre sie beinahe erstickt, als Elsbeth ihr einen Bissen Brot zwischen die Zähne gesteckt hatte. Danach war Elsbeth dazu übergegangen, den Bissen vorher zu zerkauen und dem Mädchen dann den Brei zu verabreichen. Das Ergebnis blieb das gleiche - wenn man der widerstandslosen Hedwig nach einer Weile den Mund öffnete, rann der Inhalt einfach heraus. Es grenzte an ein Wunder, dass sie in diesen Phasen weder verhungerte noch verdurstete.

Was ebenfalls ohne Hedwigs eigenes Zutun aus ihrem Mund während dieser Phasen rann, waren Worte. Ströme von Worten. Gott war das Licht. Gott war die Reinheit. Das Ziel aller menschlichen Seelen war es, dereinst in diesem Licht aufzugehen und die Welt der Schatten und der Dunkelheit auszulöschen. Gott war gut.

Das Problem war, dass aus Hedwigs Worten - an die sie sich nicht erinnerte, wenn sie wieder zu sich gekommen war - klar herauszuhören war, dass ihr Gottesbegriff nicht mit dem zusammenpasste, für den die Kirche stand. Jahwe, der Gott des Alten und Neuen Testaments, war damit nicht gemeint. Er gehörte zu der Welt der Schatten. Er war ein böser Geist. Die ganze Schöpfung war böse. Am Anfang war nicht das Wort gewesen, sondern das Licht, und es war gefangen worden in der Kreation aus Stein und Erde und Wasser und Blut ... und Dunkelheit und Arglist.

Es war die Lehre, die die albigensischen Ketzer von Böhmen über Deutschland bis nach Frankreich getragen hatten; die Lehre, die die Romkirche veranlasst hatte, einen der blutigsten Kreuzzüge zu unternehmen, den sie je geführt hatte. Die Ketzer waren mit Feuer und Schwert bekämpft worden. Sie hatten sich gewehrt, sie waren unterlegen gewesen, sie waren so gut wie ausgerottet. Sie hatten zu Hunderten auf den Scheiterhaufen der Sieger gebrannt. Elsbeth hatte Hedwigs Eltern niemals kennengelernt - das Aufnahmegespräch hatte Äbtissin Lucardis geführt. Doch sie mutmaßte, dass diese dem ketzerischen Gedankengut ebenfalls nahestanden und ihre Tochter deshalb nach Sankt Maria und Theodor gesandt hatten, damit sie dort geschützt war.

Hedwig hielt sich seit dem vergangenen Frühjahr in Sankt Maria und Theodor auf. Als sie zum ersten Mal in einer ihrer Trancen gesprochen hatte - vollkommen klar

und zusammenhängend, auf keinen Fall misszuverstehen –, hatte Elsbeth sich geschworen, ihr diesen Schutz, wenn nötig, persönlich zu bieten. Der Schwur hing mit Colnaburg zusammen. Es war Elsbeth absolut klar gewesen, was geschehen würde, wenn Bischof Heinrich von Bilvirncheim das junge Mädchen sprechen hörte. Der Mann war einer der engsten Vertrauten von Kaiser Federico gewesen und hatte ihn dann verraten, angeblich wegen zu großer Nähe zu ketzerischem Gedankengut. Er würde sich nicht vor Hedwig stellen oder vor das Kloster, das ihr Zuflucht gab. Im Gegenteil, er würde dafür sorgen, dass sie alle ins Feuer gehen mussten.

Als Elsbeth schweratmend in das Hospiz platzte, standen ihre Novizinnen und die Besucher in einer Gruppe am einen Ende des Raumes und steckten die Köpfe zusammen. Zu ihrem Entsetzen wurde ihr klar, dass die Mädchen in Abwesenheit ihrer Meisterin versuchten, die Fragen des Bischofs zu beantworten. Schlitternd kam sie zum Halten, atmete einmal tief durch, strich ihren Habit glatt und schritt dann auf die Gruppe zu.

»Ah«, sagte ein Mann mit feistem, glänzendem und offensichtlich frisch rasiertem Gesicht. Er trug eine reich bestickte Kappe, die auf seinem Kopf balancierte wie ein aufgeplusterter Vogel auf einem Standbild, und eine mit breiten gold-roten Schrägstreifen gemusterte Tunika. Vermutlich hätte man ihn im Dunkeln gesehen. Elsbeth kam er vage bekannt vor, aber sie war viel zu aufgeregt, um darüber nachzudenken. Alle anderen, vor allem der in Schwarz gekleidete Bischof und der ebenso nüchterne Propst, wirkten neben ihm wie Vogelscheuchen. »Ah, eine weitere heilige Schwester.«

Elsbeth verneigte sich. »Ich bin die *sacrista* von Sankt Maria und Theodor.«

»Und die Schwester *scholastica*, wie ich gehört habe«, schnarrte Bischof Heinrich und streckte die Hand mit dem Bischofsring zum Kuss aus. Der Gedanke, dass die Frauen des Konvents in der Kunst des Lesens und Schreibens unterwiesen wurden, erfüllte ihn offensichtlich nicht mit Freude. »Eure Mutter Oberin hat viel Vertrauen in Euch.«

»Ich danke Euch, ehrwürdiger Vater«, erwiderte Elsbeth und verneigte sich auch vor Propst Rinold. Dieser nickte, als ob ihn das alles nichts anginge. In gewisser Weise hatte er recht damit. In anderen Frauenklöstern wurde der Propst, also der Mann, der der Äbtissin in allen weltlichen Dingen ihres Konvents zur Seite stand, vom Mutterkloster entsandt. Die besondere Stellung von Sankt Maria und Theodor als dem Bistum Papinberc unterstellt hatte dem Bischof die Aufgabe der Entsendung übertragen, und er hatte einen der Männer erwählt, dem er Geld schuldete – vermutlich in der Hoffnung, dass der Propst dabei genug Geld für sich abzweigen konnte, um des Bischofs Schulden gnädig zu vergessen. Dass Bischof Heinrich dies sogar nach seinem ersten Gespräch mit Lucardis immer noch gehofft hatte, war erstaunlich. Propst Rinold hatte nie erkennen lassen, ob die Geschicklichkeit der Äbtissin, mit der diese ihn jedes Mal ausmanövrierte, wenn er sich in die Geschäftsangelegenheiten des Klosters einmischte, ihn verärgerte oder amüsierte. Jedenfalls hatte er den Bischof seine Schulden nicht vergessen lassen.

Der vierte Mann in der Gruppe war so unscheinbar, dass Elsbeth einmal mehr kämpfen musste, um sich an seinen Namen zu erinnern. Mit ihm verhielt es sich so, dass man überrascht war, wenn er sich nach einem Besuch verabschiedete, weil man gar nicht wahrgenommen hatte, dass er da war. Wäre er alleine irgendwo aufgetreten, hätte es sein können, dass man mitten im Gespräch den Raum